

Die kleinen Theologen

EINSICHTEN

Warum Jesus das Gleichnis von den Talenten erzählt, Kinder ein Haustier haben sollten und religiöse Erziehung keine Einbahnstraße ist

Wer „erzieht“ hier eigentlich wen? Die Frau, die sich über den Kinderwagen beugt, verfällt unwillkürlich in den Babytalk: „Bist du ein schnuseliges Buzi!“ Sie hebt die Stimme, macht extra-große Augen, wiederholt die Frage mehrmals. Wirkt da wirklich eine Erwachsene auf ein Kind ein? Oder ist es nicht augenfällig so, dass der Umgang mit dem Kind das Verhalten der Erwachsenen, in diesem Fall den Sprechstil, signifikant ändert?

Die traditionelle, einseitige Vorstellung von Erziehung, derzufolge „fertige“ Eltern ihre Kinder gleichsam wie ein leeres Gefäß mit Inhalten „füllen“, hat sich in den vergangenen Jahren nachhaltig verändert. Mehr und mehr wird bewusst, wie sehr Kinder auch ihre Eltern beeinflussen, insbesondere in religiös-spiritueller Hinsicht. Vor allem angelsächsische Studien zeigten: Viele Frauen erfahren aufgrund der Schwangerschaft und Geburt eine Intensivierung ihrer Spiritualität/Religiosität, teils auch die Väter. Das Geschenk eines neuen Lebens weckt vielfach die entscheidenden, existenziellen Fragen nach der Herkunft, dem Warum und dem Woraufhin des Lebens. Wenn Eltern ihr Kind zur Taufe anmelden, tun sie das, wie eine gründliche Studie des Salzburger Pastoraltheologen Georg Ritzer zeigte, keineswegs nur aus Tradition oder weil Oma und Opa es wünschen; viel mehr geht es ihnen darum, dass ihrem Kind ein – gelegentlich magisch aufgefasstes – Schutz zuteil und es in die Gemeinschaft aufgenommen wird. Mütter, die auf Einladung des britischen Religionspädagogen Chris J. Boyatzis ein Tagebuch über die Gespräche mit ihren

Fertige Eltern,
leere Kinder?

Kindern führten, registrierten oft auch religiös-philosophische Fragen, die sie dazu motivierten, sich selber entsprechende Gedanken zu machen. Und nicht zuletzt beteuerten sie, von ihren Kindern einfache, aber so bereichernde Haltungen (wieder) gelernt zu haben wie sich an Kleinigkeiten zu freuen oder schlichtweg zu staunen – was seit Aristoteles als Ursprung des Philosophierens gilt. Gerade in der Familie entwickelt sich religiöse Erziehung also nicht auf einer Einbahnstraße von den Eltern aus hinunter zu den Kindern, sondern als „bidirektionale Interaktion“, ein wechselseitiges Nehmen und Geben. In der Entwicklungspsychologie hat sich dafür der Begriff der „Ko-Konstruktion“ fest etabliert.

Das traditionelle, defizitäre Bild des Kindes ist also überholt. Entwicklungspsychologen sehen in ihnen inzwischen nicht nur (kleine) Philosophen, sondern auch Theologen. Sie sind nicht passiv, nicht beliebig formbarer Ton (wie die Behavioristen glaubten), sondern von Anfang an aktiv, konstruktiv, selbsttätig, in der Sprache der großen Pädagogin Maria Montessori „Baumeister ihrer selbst“. Selbstverständlich brauchen sie dafür Anregungen; Entwicklung geschieht nie im leeren Raum und unmöglich ohne Bezugspersonen, die Vorbilder und Modelle sind und die Spiegelneuronen im Gehirn der Kinder aktivieren. Anderenfalls entwickelten sie sich wie der Wolfsjunge, der früh ausgesetzt und, gut zehn Jahre alt, im Jahre 1784 in Frankreich aufgefunden wurde: Er ging, wie die Wölfe, die ihn säugten, auf allen Vieren.

Die konstruktivistische Sicht des Kindes hat sich mittlerweile auch in der Religionspädagogik etabliert, die Kinder nicht länger bloß als zu kateschierende Wesen betrachtet. Selbstverständlich ist diese Sicht allerdings (noch) nicht. Zwar war erstmals schon in den 70er Jahren von „Kindertheologie“ die Rede, etwa beim bekannten Trierer Religionspädagogen Josef Quadflieg. Er verstand darunter aber noch eine Theologie für die Kinder, die deshalb notwendig sei, um die theologischen

Runter von der Einbahnstraße

Irrtümer in ihren Köpfen zurechtzurücken – ganz im Sinne des „klassischen“ Vermittlungsmodells mit dem inhärenten Bild des defizitären, zu korrigierenden Kindes, das bis heute weiterwirkt, etwa in der Erklärung eines für Katechese zuständigen österreichischen Weihbischofs: „Wir müssen den Kindern nur wieder die richtigen Begriffe vermitteln. Dann erhalten sie den richtigen Glauben!“

Ein ganz anderes Bild entwirft die erstmals 1992 vom Verfasser propagierte „Kindertheologie“: eine Theologie, die die Kinder selber entwickeln, oft angeregt durch Eltern und andere „Bezugspersonen“, Bücher, Bilder, aber in jedem Falle eigenständig. Ohne die aktiven Leistungen der Kinder selbst gäbe es diese Kindertheologie nicht. Sie hören das Wort „Gott“ und machen sich ihre Bilder: oft der umstrittene alte Mann mit Bart, der von oben im Himmel herunterschaut oder – so die Zeichnung eines Mädchens – sein geflügeltes Pferd auf eine Weide bringt, manchmal (bei Mädchen) ein weibliches Wesen, bald mütterlich, bald mädchenhaft, oder (bei einem Jungen) ein Cowboy, der den gehörnten Teufel mit einem Lasso einfängt. Kinder haben auch eine eigene Art, Bibeltexte auszulegen. Zum Beispiel das Gleichnis von den anvertrauten Talenten (Mt 25, 14-30): Warum erzählt Jesus eine solche Geschichte? Die jüngsten Kinder meinten: Damit man nicht so fest schimpft wie mit dem dritten Knecht –

Der liebe Gott mit dem Lasso

verständliche Auslegung, die sich aber in keinem exegetischen Buch findet. Eine originale Leistung von Kindern!

Solche Erfahrungen wird allerdings nur machen, wer Kindern in einem positiven Sinne zumutet (das heißt: den Mut zuspricht), auch Theologe zu sein, von sich aus religiös bedeutsame Fragen zu stellen, zu religiösem Vokabular seine Vorstellungen zu bilden. Anders hingegen, wer im Kinde primär das „Noch nicht“ sieht: noch nicht „richtig“ gläubig, noch nicht wissend, noch nicht vernünftig genug. Denn: Unsere Gedanken und Glaubensüberzeugungen schaffen Wirklichkeit – im Sinne einer sich selber erfüllenden Prophezeiung. Und Kinder spüren sehr wohl, ob wir ihnen etwas zu-trauen und damit auch ver-trauen.

SPIRITUELLE MOMENTE

„Es ist alles gut“

Wie oft habe ich das zu meinem Baby gesagt, wenn es nachts schreiend in seinem Bettchen lag und untröstlich wimmerte. Und wie oft habe ich dabei gedacht: Es ist natürlich nicht alles gut! Es ist dunkelste Nacht, ich bin hundskaputt, das Kind möchte Milch und muss sich doch einen Rhythmus angewöhnen und vielleicht hatte es ja einen Angst machenden Traum. Viele Gedanken schießen durcheinander durch meinen Kopf. Das alles ist nicht gut, zumindest schwer aushaltbar, und schon gar nicht ist „alles“ gut. Und trotzdem behaupte ich das immer wieder. Belüge ich damit mein Kind? Nein, bestimmt nicht! Allerdings behaupte und verspreche ich da mehr, als ich wirklich sicher weiß und einlösen kann. Merkwürdig: Eigentlich weiß ich selbst nicht, ob ich an Gott glaube, aber wenn ich mein Kind beruhigen will, behaupte ich unwillkürlich, dass er da ist und alles gut macht...

Cornelia, 31

In eine ähnliche Richtung wie das veränderte Bild vom Kind weist noch eine andere Entwicklung. Beim Nachdenken über christliche Erziehung dominiert nach wie vor oft eine Fokussierung auf „substanzielle“ Religion, speziell Kirche (Kindergottesdienste etc.), Gebet, Rituale im Alltag ebenso wie im Kirchenjahr. Eine Erweiterung dieser Perspektive könnte die verbreitete Suche nach Spiritualität bewerkstelligen. Bis vor wenigen Jahren mit Nonnen assoziiert, die den Rosenkranz beten, erfuhr „Spiritualität“ mittlerweile nicht nur eine enorme Popularisierung, sondern auch Erweiterung. Mehr und mehr Menschen verstehen sich als spirituell und halten eine spirituelle Erziehung für wichtig, auch wenn sie dafür in den „etablierten“ Kirchen zu oft nicht mehr geistige Nahrung finden.

Gemäß zahlreichen Studien (überwiegend aus dem angelsächsischen Sprachraum) ist ein Kern von Spiritualität die Verbundenheit (englisch: „connectedness“), die sich in eine horizontale und vertikale Richtung ausdifferenzieren lässt.

„Horizontal“ meint die Verbundenheit mit der Natur, dem Kosmos (beispielhaft von Franz von Assisi vorgelebt) und der sozialen Mitwelt, „vertikal“ die mit einem transzendenten Wesen, in der abrahamitischen Tradition „Gott“. Von daher ergibt sich ein sehr breites Verständnis von spiritueller Erziehung in der Familie; sie kann in einem kirchlich orientierten Rahmen stattfinden, erscheint aber auch für Eltern attraktiv, die aus welchen Gründen auch immer (Reformstau, zu wenig kindgerechte Angebote...) nicht mehr zur Kirche gehen. Ziel solcher Erziehung wäre:

- Verbundenheit mit der Umwelt/Natur zu erweitern,
- Verbundenheit mit der sozialen Mitwelt zu stärken,
- Verbundenheit mit einem göttlichen Wesen zu vertiefen.

Spirituell in diesem Sinne wäre es schon, wenn Eltern ihren Kindern vielfältige Naturerfahrungen ermöglichen und ihnen erlauben, in der Natur Gesammeltes (farbig welke Blätter, Steine...) mit in die Wohnung zu nehmen oder ein Haustier zu halten – erwiesenermaßen eine besondere Quelle von Kindheitsglück und viel nachhaltiger als moralistische Belehrung geeignet,

Kindern „Achtsamkeit“ und „Verantwortung“ zu vermitteln. Und spirituell ist nicht zuletzt eine Kultur des Vergebens und Verzeihens; sie lässt Kinder Jesu Lehre vom Leben in der Gemeinde (Mt 18) hautnah erfahren – auch dann, wenn sie nicht mehr kirchlich sozialisiert werden.

„Kein Kind erfindet Gott von sich aus, aber jedes ist bereit, an ihn zu glauben“, sagte der Entwicklungspsychologe

Oswald Kroh vor mehr als 50 Jahren.

Auf diesem Fundament kann auch die

„vertikale“ Verbundenheit zu einem göttlichen Wesen wachsen, ohne dass Eltern ihnen das erst „beibringen“ müssten. Kinder hören gerne Geschichten, auch von Gott und aus der Bibel. Und wenn sie Menschen sehen, die inständig beten, kann das sie tief und nachhaltig beeindruckend.

Familienspiritualität in diesem Sinne umfasst den gesamten Alltag und bewahrt davor, dass das Religiöse zu einem Sektor, zu einem Segment zusammenschrumpft.

Anton A. Bucher

Welke Blätter und
Bibelgeschichten

SPIRITUELLE MOMENTE

Männer-Gottesdienst

Meine Frau hat das lange nicht verstanden und empfand es zunächst als männliche Zumutung. Aber für mich und meinen Sohn Tobias haben der Fußballplatz und unsere sonntäglichen Ausflüge dorthin tatsächlich etwas von einem Gottesdienst. Nicht weil wir damit einem „Fußballgott“ huldigen wollten; aber allein die Intensität der Gefühle, die wir dort und dabei entwickeln, hat meines Erachtens auch einen religiösen Wert.

Tobias hat gerade den Sprung in die Startelf der C-Jugend geschafft; mir selbst bieten seine Spiele die Zeit und die Chance, noch einmal ein Stück Kindheit und Jugend mit- und nachzuempfinden, alle Verpflichtungen – auch die sonstigen familiären – hinter mir zu lassen und nur noch Papa und bester

Freund meines Sohnes zugleich zu sein. Und wenn ich mit seinen Aktionen mitfiebere, ihn anfeuere, ihn nach einem gewonnenen Spiel überglücklich in meine Arme schließe, nach einem enttäuschenden tröste und hinterher mit ihm in der „dritten Halbzeit“ Bilanz ziehe, dann schimmert dabei für mich (und hoffentlich auch für Tobias) eine Ahnung von Werten durch, die zu einem „Leben in Fülle“ gehören – Zusammenhalt, Freundschaft, Fairness, Glück, Trost und so weiter. Inzwischen lässt sich meine Frau nach den Spielen darauf ein, uns in unserer (vom Ergebnis abhängigen) seelischen Befindlichkeit ernst zu nehmen und aufzufangen – und ich spüre, was es bedeutet, Teil einer Familie zu sein.

Richard, 43